Nr. 14 — **Leipzig, den 7. April** — **1889**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Passionsbetrachtungen: 5. Jesus verspottet — Werdet wie die Kinder! — Karl V. und die Reformation — Die deutsche evangelische Gemeinde in Sofia — Robert Elsmere. Von Mrs. Humphrey Ward — Anzeigen

Passionsbetrachtungen

5. Jesus verspottet

Sehet welch ein Mensch (Joh. 19, 5)

Eine der interessantesten und damals berühmtesten Schriften, mit denen im vorigen Jahrhundert die begeisterten Propheten des biblischen Christentums der herrschenden Aufklärung entgegentraten, ist das jetzt völlig vergessene Buch von J. C. Lavater: Pontius Pilatus (Stellen daraus in W. Wackernagels Deutschem Lesebuch 3, 2) mit den Nebentiteln: Der Mensch in allen Gestalten; Die Bibel im kleinen und der Mensch im großen; Ein Universal-Ecce-homo! u. s. f. Es war ein unstreitig glücklicher Griff des geistvollen Schriftstellers, seine Betrachtung der Leidensgeschichte, der Geschichte Jesu, ja der ganzen biblischen und Weltgeschichte, um die Gestalt des römischen Landpflegers zu gruppiren, der allein seiner Aufnahme in das christliche Glaubensbekenntnis die Unsterblichkeit verdankt. Beiläufig gesagt: es ist der erste Teil dieser Schrift mit ihrem allerdings zudringlichen Bekehrungseifer, der den Bruch der bis dahin so innigen Freundschaft zwischen Goethe und Lavater herbeiführte, der Trennungspunkt der so lange zusammengehenden dichterischen und religiösen Kraftgenies im vorigen Jahrhundert.

Die wenigen Pilatusworte, die in unsern Evangelien erscheinen (Was ist Wahrheit? Ich finde keine Schuld an ihm. Sehet welch ein Mensch! Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben u. a.) sind in der That treffende Selbstzeugnisse und Selbstzeichnungen einer von allen höhern Ahnungen verlassenen, blasirten, halb humanen, halb feigen Weltmannslaune, sind Illustrationen des haltlosen Skeptizismus, wie er an so manchem römischen Charakter jener Zeit uns entgegentritt. Unter allen diesen Worten aber hat den tiefsten Sinn angenommen das ursprünglich im Tone halb des Mitleids, halb des Spottes gesprochene: Sehet welch ein Mensch!

Damit stellt Pilatus den aus Geißelwunden blutenden Heiland in seinem Spottes halber ihm angelegten Königskleide seinen Landsleuten vor, um sie von der völligen Ungefährlichkeit des angeblichen Judenkönigs zu überzeugen. Er hoffte, ihn dadurch vielleicht noch retten zu können. Er wendet sich an ihr Mitgefühl. Umsonst.

Es ist in der That eine merkwürdige Fügung, daß schließlich das Schicksal Jesu in die Hände eines Mannes gelegt ist, der nur durch Drohungen dazu bewogen werden kann, trotz seiner Ueberzeugung von der Unschuld des Angeklagten, ihn zum Tode auszuliefern. Die berühmte römische Justiz, im großen und ganzen eine wirkliche Wohlthat für die Völker, zu denen sie kam, hier versagt sie, und gerade durch Schuld eines Richters, dem es sonst an eherner Stirn gegenüber tobenden Volkshaufen nicht fehlte. Denn Pilatus gehörte zu den Staatsbeamten, die, im Besitze eines wohl funktionirenden Apparates von Machtmitteln, die idealen Faktoren im Leben der Völker übersehen zu dürfen glauben. Es wäre fast vermessen, ausdenken zu wollen, welchen Verlauf die Weltgeschichte genommen haben würde, wenn Pontius Pilatus damals wirklich Recht gesprochen hätte. Aber es entlastet in gewissem Sinne die „Juden" (der Evangelist bezeichnet mit diesem Namen regelmäßig die herrschenden Persönlichkeiten), die Jesum zum Tode bringen wollten, daß nicht sie, sondern im vollsten Umfange der römische Richter die Verantwortung für das ungerechte Todesurteil trägt. In seinem letzten Versuche, Jesum zu retten, offenbart er sein Innerstes: weiter als zu einem mit Verachtung versetzten Mitleid bringt ers nicht. Dem gegenüber trägt der Fanatismus der Gegner Jesu doch größre Züge: sie sehen in Jesu den Feind, darum bekämpfen sie ihn; Pilatus sieht in ihm einen ihm gleichgiltigen Schwärmer, den er bereit ist, preiszugeben, um seine Popularität zu retten.

Der Nebentitel jener Lavaterschen Schrift über Pontius Pilatus: „Die Bibel im kleinen und der Mensch im großen" will nun sagen: so wie Pilatus dasteht in der heiligen Geschichte, so steht der Mensch überhaupt, sofern er vom heiligen Geiste verlassen ist, dem Heiligen gegenüber: Pilatus ist der Typus des Menschentums an sich. Diese wenig schmeichelhafte Parallele hat die Vertreter der aufgeklärten Humanität wider Lavater in Harnisch gebracht, und sie ist auch in der That ungerechtfertigt und ungerecht. Ungerecht: denn Charakterfehler mit sittlicher Verschuldung finden sich an einzelnen Menschen; bei ganzen Gruppen von Menschen werden sie zu Naturfehlern, für die nur eine teilweise Zurechnung stattfinden kann. Vielleicht urteilt man darum gerechter, wenn man sagt: was dem Pilatus die göttliche Hoheit, Würde und Stellung seines Gefangnen verbarg und in ihm bloß einen armseligen Menschen erkennen ließ, ist dasselbe, was nach Pauli Wort in einem früher besprochnen Zusammenhange (Nr. 13) die „Griechen" am Kreuze solchen Anstoß nehmen ließ (1. Kor. 1, 23: „den Griechen eine Thorheit"). Ein Göttliches, das sich verbirgt, das sich erniedrigt, ist dem heidnischen Sinne noch viel unfaßlicher, als es dem jüdischen Sinne war, und zwar aus Gründen heidnischer Weltauffassung. Und so beginnt mit Pilatus der Spott über das in Niedrigkeit und Unbedeutendheit verborgne Königtum Christi, der durch alle heidnische Bestreitung des Christentums in der antiken Welt hindurch geht bis auf Julian und sich dann wieder in Voltaire und seinesgleichen erneut. Dieser Spott braucht auf Erden vor einer machtvollen Erscheinung des Christentums nicht zu kapituliren, wie es Pilatus mit seinem: So bist du dennoch ein König? auch nicht that; denn die göttliche Vorsehung sorgt dafür, daß die Wahrheit hienieden immer wieder in Knechtsgestalt erscheine, um als ein Rätsel für Weise und Kluge den Unmündigen offenbar zu werden (Matth. 11, 25). Die Unmündigen aber sind die, die mit Kindessinn sich der sittlichen Erforschung eines göttlichen Geheimnisses hingeben.

In seinem abfälligen Urteil: Was solls mit diesem Menschen, so niedrig und unbedeutend? vollzieht Pilatus eine Art von Selbstkritik aller heidnischen Sinnesweise, die das Göttliche nur begreift als Macht, aber nicht als barmherzige Liebe.

Und eben darum hat die Kirche später mit Emphase unter die Bilder des Haupts voll Blut und Wunden das Wort Ecce homo gesetzt (Sehet welch ein Mensch!), als wollte sie sagen: Ist dieser nicht der wahre Mensch, der Menschensohn, der jeden Hohn und Spott geduldig leidet um seiner Brüder willen? und eben in dieser Hingabe für die Seinen der mit seinem Herzen alle umfassende? der Mensch in seiner ganzen Leidensfähigkeit und Schutzlosigkeit, aber auch der Mensch in seinem höchsten Märtyrertum für die Wahrheit? der Mensch, in dem zum erstenmale und gerade in seiner Erniedrigung erscheint, was der Mensch nach Gottes Willen sein soll, Gottes Ebenbild?

Die Inschrift, die Pilatus unter das Kreuz setzte, bestimmt Jesu Platz in der Weltgeschichte; sein spöttisches Wort über den mißhandelten Heiland ist das Bekenntnis unsrer Dankbarkeit für die himmliche Geduld des Sohnes Gottes: Ecce homo!

K S

Werdet wie die Kinder!

Da steht es, das kleine schüchterne Wesen, mitten unter großen, bärtigen Männern, und alle schauen es an. Beschämt schlägt es die Augen nieder, rot glühen die Wangen, und das Händchen zupft an des Rockes Rand. Längst wäre es davon gelaufen, dürfte es sich nicht an den anschmiegen, der die Freundlichkeit selber ist und dessen Hand wie schützend auf seinem Haupte ruht. Das Kind ahnt nicht, daß ihm der Herr ein Krönlein aufs Haupt setzt. Es versteht nicht, was er sagt, nur daß er von ihm spricht, fühlt es wohl, und das macht es erst recht verlegen. — Wer ist der Größte im Himmelreich? um diese Frage haben sich die Jünger wieder einmal gestritten. Da giebt ihnen der Meister durch dieses demütige Kind die beschämende Antwort: Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr auch umkehret und werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen (Matth. 18, 3). Da standen die Jünger beschämt wie die Kinder. Sie haben diese kurze Predigt über die Demut nicht vergessen. Wenn sie ein Kind sahen, brauchte der Herr es nicht erst heranzurufen; sie sahen das goldne Krönlein von weitem leuchten, und der Glanz blendete sie. Sie hatten etwas zum Nachdenken.

Und sie nicht allein. Es lohnt sich wohl, diesem Worte ein wenig nachzusinnen. Es liegt wahrlich darin mehr, als was es für den ersten Augenblick sein sollte, eine Mahnung zur Demut, zur geistlichen Armut, der Grundbedingung des Eintritts in das Reich Gottes. Es ist mit diesem, wie mit so manchem andern kurzen Worte Christi, es birgt sein ganzes Evangelium. Denn wie es in der Natur des Sittlichen selber liegt, daß in einem einzigen Punkte das Ganze sich wiederholt, so ist es auch mit sittlichen und religiösen Grundsätzen und Wahrheiten. So bezeichnet jenes Wort Christi nicht bloß den Ausgangspunkt alles echt christlichen Lebens, sondern ebenso den Zielpunkt desselben; so heißt es wahrlich in dieses Wort nichts hineintragen, wenn man sowohl die religiöse, als auch sittliche Welt des Christentums darin findet. Man sieht sich in diesem Worte einer Fülle von Gedanken gegenüber, die nicht auszuschöpfen ist, es eröffnet eine Perspektive ohne Ende. Darf ich den Leser bitten, mich bei solchem Nachdenken ein wenig zu begleiten?

Was ist es doch, das uns die Kinder so überaus liebenswürdig und fesselnd erscheinen läßt? Worin liegt der ihnen eigentümliche Reiz, der uns wie die Luft einer höhern Welt anhaucht? Es ist die holde, heilige Einfalt, welche Gott dem Kinde wie einen guten Engel, wie ein Stück Paradies in dieses Leben mitgegeben hat. Beobachte dein Kind beim Spiel. Wie es sich so ganz von seinen Gedanken in eine fremde Welt hineintragen läßt, wie es, unbekümmert um die Welt ringsumher, dem Dichter gleich sich eine eigne Welt schafft. Wir bewundern die kühne und kraftvolle Phantasie, aber was ihr die Flügel

verleiht, was schützend die Flügel darüber breitet, ist die Einfalt. Oder du siehst dein Kind in freudiger Erregung. Wie es sich so ganz hingiebt, so ganz auslebt, aufschließt und austhut. Oder es hat eine sinnige, stille Stunde. Es ist mit dir allein. Da steigen die lang gehegten Wünsche, die lang bewegten Fragen, die still gesammelten Beobachtungen so offen, so frisch, so unmittelbar hervor — es liegt darin das ganze Kind, es sind seine Wünsche, seine Gedanken. Nur in der Einfalt lebt sich das Kind aus.

An den Kindern lernen wir, was Einfalt ist. Sie ist die höchste Wahrhaftigkeit, denn sie ist „Einheit von Wollen und Sein.“ Das Kind will nichts andres, nichts mehr und nichts weniger sein, als es ist; es hat den Mut zu sein, wie und was es ist. Einfalt ist die größte Selbstverleugnung und die größte Selbstbehauptung. Durch dies letztere überbietet sie die Demut, die doch nur Selbstverleugnung ist. Wer Einfalt hat, hat immer auch Demut, aber wer Demut hat, hat damit noch nicht Einfalt. Demut stammt aus der Reflexion und der Erfahrung, welche der Tod jeglicher Einfalt sind. Diese tritt vielmehr nur da als eine bemerkenswerte Tugend hervor, wo ein lebendiger Wille, ein kraftvolles Sein, ein großer, beherrschender Gedanke vorhanden ist. Ein Kind, mangelhaft begabt oder von Natur in sich gekehrt, wird nie so ausgeprägt den Stempel der Einfalt tragen, als das lebhafte, temperamentvolle, gedankenreiche Kind. Aber das Umgekehrte ist auch richtig: ein kraftvoller Wille, ein lebendiges Wirken kann sich nur unter den schützenden Fittichen der Einfalt entwickeln. Denn die Einfalt birgt in sich einen unbedingten Glauben an die Welt, an die Menschen, das feste Vertrauen, daß das eigne Ich zur Welt und die Welt zum eignen Ich passe. Ohne dieses Vertrauen ist aber kein Wirken, ohne Wirken kein Charakter möglich. So ist die Einfalt Vorbote und Vorbedingung eines werdenden Charakters. Mehr noch, sie ist die unerläßliche Beigabe des entwickelten Charakters, sein wahrer Wert wie sein schönster Schmuck. Die Einfalt ist die Poesie des Charakters.

Aber wie erbarmungslos geht das Leben, die Welt mit diesem himmlischen Kleinod um. Mit rauher Hand streift die wachsende Erfahrung diesen Himmelsglanz von des Kindes Seele, und gering ist die Zahl derer, die dieses Kleinod der Jugendzeit in den vollen Ernst männlichen Wollens und Arbeitens mit hinüber retten. Und doch müssen wir uns dieses Kleinod zurückerobern, denn: wenn wir nicht werden wie die Kinder, so können wir nicht ins Himmelreich kommen.

Nun läßt sich gar kein größrer Widerspruch denken, als die eben ausgesprochnen Worte enthalten: wir müssen uns die Einfalt wieder erobern! Einfalt machen heißt sie zerstören. Wenn es an irgend einer Tugend offenbar wird, daß sie uns muß vom Himmel gegeben werden, so an der Einfalt. Einfalt muß werden, und Gott hat es wunderbarer, aber freundlicher Weise so geordnet, daß mit dem gesunden christlichen Charakter die Einfalt sich mit entwickelt, wie der Duft sich mit der Blume selbst erzeugt.

Das führt uns aber zu dem Hauptmerkmale eines christlichen Charakters: ihm muß das Gute Natur sein. Nicht das ist unsre sittliche Aufgabe, dieses oder jenes Gute zu thun, sondern selbst gut zu sein. So lange ich noch unter dem „Gesetze“ stehe, ist Einfalt schlechterdings unmöglich. Immer wird sich vor oder nach meinem Handeln die Reflexion, die Todfeindin der Einfalt hervordrängen So lange ich mir vornehme, z. B. in diesem Falle durchaus streng gerecht zu sein, so lange komme ich auch über eine ängstliche Selbstbeobachtung nicht hinaus, welche mich in eine Unsicherheit führt, die mich vielleicht gegen meine Absicht gerade ungerecht macht. Am auffälligsten ist es bei der Barmherzigkeit, wie wenig Gesetz und Einfalt sich vertragen. Denn wenn die rechte Hand nicht weiß, was die linke thut, dann erst ist Barmherzigkeit gethan, und eine Liebeserweisung aus Zwang hebt sich selbst auf. Soll ich voll Einfalt handeln, so muß ich mir selbst vertrauen, sozusagen meinem guten Genius mich überlassen können, der mich wohl auf die rechte Fährte bringen und bei meinem Thun etwas Gescheites wird herauskommen lassen. Der christliche Charakter hat etwas von der Genialität des Künstlers. Wir müssen gut sein, um

gut und voll Einfalt zu handeln. Sagten wir doch, daß die Einfalt immer ein Sein, eine kraftvolle Natur, einen starken Willen voraussetzt. Das Christentum aber erhebt den Anspruch, den Menschen vom Gesetz zu befreien und ihm statt dessen Freiheit, d. h. Neigung zum Guten zu geben. Es will unsre Natur gut machen, ohne welche Einfalt nicht möglich ist. So liegt in diesem Worte: „Werdet wie die Kinder" thatsächlich das ganze christliche Sittlichkeitsideal.

Das scheint sehr selbstverständlich, daß dies und nichts andres überhaupt das Ideal des Sittlichen sein muß. Indessen ist das nicht jederzeit und unbedingt anerkannt worden. Kein Geringerer als Kant hat das Joch des Gesetzes wieder aufgerichtet, indem er jedes gute Handeln aus Neigung verwarf und nur das Handeln aus Pflicht wollte als gut gelten lassen. Wie weit er sich darin vom Christentum entfernte, blieb selbst Schiller nicht verborgen, der an Goethe darüber schreibt:

> Hält man sich an den eigentümlichen Charakterzug des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderm als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will.

Aber nicht bloß gesetzt haben will (wäre das nicht selbst wieder ein Gesetz?), sondern sie wirklich setzt und dadurch das Gesetz ein für allemal aufhebt. Vielen scheint das Christentum dieses Ungeheuere nicht erfüllen zu können. Es giebt ihnen nicht geringen Anstoß, daß bei christlicher Ueberzeugung doch eine mangelhafte ethische Lebensführung sich findet. Hier ist nicht der Ort, dieses Bedenken zu beseitigen; aber ich glaube, es ist eines der Hauptbedenken, die von vielen Seiten dem ganzen Christentum entgegengebracht werden, wie denn z. B. Wimmers Schrift: „Kampf um die Weltanschauung" gerade an diesem Punkte einsetzt. Mit andern Worten: man bestreitet dem Evangelium die wiedergebärende Kraft. Wir behaupten sie hier einmal getrost und freuen uns dessen, daß das Christentum mit einer neuen Geburt eine neue Kindlichkeit, eine ewige Jugend im besten Sinne, und damit der Jugend schönstes Kleinod, die Einfalt schenkt.

Indessen, zerstört nicht gerade das Christentum schonungslos alle Einfalt? Mutet es nicht dem Menschen die gründlichste Selbstprüfung, die genaueste Selbstbeobachtung zu? Fordert es nicht das rückhaltslose Bekenntnis als Sünder? Wo bleibt da die Einfalt? Gewiß, wo dieses als das ausschließlich Christliche, als das Höchste gepflegt und betont wird, da entsteht statt der Einfalt die Manier. Aber man bürde dem Christentum nicht auf, was seines Wesens tiefster Kern und letzte Ausgestaltung gar nicht ist. Fordert das Christentum Sündenerkenntnis, so als Vorbedingung für seine Annahme; es will aber gerade an Stelle der verlornen Einfalt eine neue, bessere, geheiligte Einfalt setzen, die aus dem Glauben an die Gnade Gottes kommt. Dieser Glaube giebt uns beides, was wir als Merkmale der Einfalt fanden: Selbstverleugnung oder ein Sichselbstvergessen, und doch wieder Selbstbehauptung. Indem ich an die Gnade Gottes glaube, verliere ich mich selbst mit meinen Sünden und Vorzügen aus dem Auge, ich habe die Demut der Einfalt; aber zugleich auch behaupte ich mich selbst der Welt gegenüber, indem ich fest vertraue, daß sie über mich nicht Macht hat, wie ich auch immerhin sein mag, daß sie vielmehr mir muß zum Besten dienen und ich ihr. Diese Einfalt des Glaubens ist die stetig sich vollziehende Harmonie meines Herzens mit der Welt, trotz allem Widerspruch.

So ist im Christentum der Boden bereitet, auf welchem die Einfalt, und mit ihr der unzertrennliche Bruder, der Friede, sich entwickeln kann. „Werdet wie die Kinder" — es ist die Summe des Evangeliums. Und der erste Schritt dazu? „Werdet wie die Kinder."

P D

Karl V. und die Reformation

Rüstig schreitet in unsern Tagen die Arbeit vorwärts auf dem weiten und fruchtbaren Felde unsrer Reformationsgeschichte. Wir danken einem jeden, der ein Stück Wahrheit erarbeitet, der eine neue Einzelkenntnis schafft im Kreise dieser Dinge, die noch heute einem jeden von uns so unendlich bedeutsam sind; Großes

aber wird uns nur lehren können, wer selber wagt, mit weiten Schritten über breitgedehnte Fläche hinzuschreiten, und eine große Aufgabe im vollen Gefühle ihrer Größe ergreift.

Unter den Leistungen, die allen sichtbar aus der Fülle monographischer Arbeiten herausragen, hat Hermann Baumgartens Geschichte Karls V. ihren festen und eignen Platz sich rasch erworben. Die politische Geschichtschreibung hat in diesem Werke für das Reformationszeitalter einen neuen Mittelpunkt erhalten, um welchen sich die Arbeit der Nachfolgenden zu scharen haben wird. Baumgarten hat unser Wissen durch reichliche Herbeiziehung neuen Materials stofflich vermehrt; er hat die Fülle der Einzelschriften in einem großen wissenschaftlichen Werke vereinigend zusammengefaßt, neuer Forschung die Grundlage geschaffen; vor allem aber hat er seinen Stoff mit demjenigen eignen Geiste durchdrungen, der einem historischen Werke immer erst die Erfüllung seiner höchsten Aufgabe möglich macht: neben der gelehrten Genossenschaft zugleich die „nationale oder die allgemeine Bildung," neben der Wissenschaft, wie es der Verfasser selbst ausgedrückt hat, „das Leben" bereichernd zu fördern. Noch ist diese Geschichte Karls V. im Fortschreiten begriffen; seit 1885 sind uns zwei stattliche Bände geschenkt worden, denen wir eine gleich rüstig einhertretende Nachfolgerschaft erhoffen. Von dem Leben des Kaisers, das die Zeit von 1500 bis 1558 umspannt, liegen die ersten dreißig Jahre in der Darstellung uns vor. Aber schon heute mag es an der Zeit sein, was die bisher vollendeten Teile uns lehren, in knappen Zügen einmal zusammenzufassen — und zwar soll das hier geschehen in vorwiegendem Hinblicke auf die deutsche Reformation.

Kaum ein Zeitgenosse ist dieser tiefsten Lebensbewegung unsers Volkes fremder gewesen als der Habsburger Herrscher, der damals unsre Kaiserkrone trug. Und doch haben wenige sie so mächtig, so unendlich folgenreich beeinflußt wie er. Baumgarten sagt darüber:

> Ich wüßte keinen Monarchen zu nennen, der außer Friedrich dem Großen in den letzten fünf oder sechs Jahrhunderten so gewaltig in unser Schicksal eingegriffen hätte, wie Karl V. Daß die deutschen Geschicke in Luthers Tagen sich gestalteten, wie sie thaten, woraus dann alles Spätere sich fast notwendig so entwickelte, wie es geschah, das ist ganz vorwiegend Karls V. Werk.

Und mehr noch; dies Schicksal teilen mit unserm Vaterlande die Nachbarnationen fast in gleichem Maße.

> Dieser Kaiser, möchte man sagen, war der Schicksalsmann der modernen Welt in ihrer Geburtsstunde. Er gehört den verschiedenen Nationen nahezu gleichmäßig an. Alle haben durch ihn gelitten, alle mit ihm oder gegen ihn ringen müssen. Sein persönliches Leben hat eine recht beschränkte Bedeutung, seine Geschichte die größte.

Nahm doch damals Karls eigentliches Hauptland Spanien die Richtung auf Weltherrschaft, in der es seine eben erst national erstarkenden Kräfte so bald und furchtbar zerrieben hat; fiel doch damals Italien nach vergeblichem Widerstreben jahrhundertelanger Fremdherrschaft anheim; Frankreichs Entwicklung wurde tief beeinflußt durch den Kampf, den es mit der umspannenden Macht des Kaisers führen mußte; Englands König drängte dieser Kaiser vor allem auf die Pfade, auf denen das englische Volk dann weiterschreiten sollte zur vollen Reformation. Ueberall, vornehmlich aber in den Ländern seiner eignen Gebiete, Deutschland, Spanien und Italien, sind die Spuren von Karls Regierung tief eingegraben geblieben. Es war seine Größe und sein Fluch, daß er, der Eine, der Enkel Ferdinands und Isabellas sowie Kaiser Maximilians I. und Marias von Burgund, all seinen Reichen zugleich angehörte und damit in Wahrheit keinem. Ganz aufgehen, wie es der Herrscher soll in seinem Volke, konnte Karl V. in keiner jener Nationen; alle ordnete er sie ein in ein umfassendes System katholischer Weltherrschaft, in dem sie versinken sollten. Im Kampfe für dieses System, für seine Kaiserherrlichkeit ist er auch unserm Deutschland zum „Schicksalsmanne" geworden. Ohne Deutscher zu werden, hemmte er doch die deutsche Entwicklung der deutschen Kräfte; er zwang sie nicht hinein in seine Bahnen, so sehr er ein langes Leben hindurch darum gestritten hat; aber er hat es erreicht, daß diesen Kräften ihr natürlicher Weg verengt, ihr Wachstum gebeugt, ihre Zukunft beschränkt und verdunkelt worden ist.

Es ist kein Leben, man sieht es wohl, das einen Protestanten freudig zu begeistern vermöchte, dieses Dasein Karls V.; und doch gerade für den protestantischen Betrachter ein Gegenstand lehrreichster Anregung. Wie unendlich viel hat es uns bedeutet! und dann, wie zieht seine Fülle an wechselndem Inhalte den Blick ihrer selbst wegen an! Wir sehen den jungen Karl elternlos, trübe aufwachsen; ein Kind noch, wird er König von Spanien, Herr der Niederlande, Neapels, der neuen westlichen Welt; ein Neunzehnjähriger bewirbt er sich um die Kaiserkrone; er erringt sie nach mühevollem Wettlaufe; Kaiser und vielfacher König, muß er sich doch hindurchwinden zwischen den fester gefügten, stärker geleiteten Mächten der politischen Welt, England, Frankreich, der Kurie; bald muß er den Krieg aufnehmen gegen seinen europäischen Nebenbuhler König Franz von Frankreich: dieser Krieg beschäftigt ihn unausgesetzt von 1521 an bis 1529; und gleichzeitig dringen alle die tiefsten Fragen der gärenden Zeit auf ihn ein, innere Gestaltung seiner Staaten und Reiche, vor allem die Fragen der kirchlichen Reformation.

Zwei große Prinzipien sind es, die in dieser bewegten Welt neben einander aufstehen, sich die Herrschaft der Zukunft, den Einfluß auch auf den jungen Kaiser bestreiten. Baumgarten hat sie in überraschender Formulirung mit den zwei Namen: Macchiavelli und Luther scharf einander gegenübergestellt. Er bringt es zu leuchtender Anschauung, wie die romanische Renaissance, bei aller wunderbaren Herrlichkeit ihrer großen und reinen Kunst, den Staat, in einseitiger Jagd nach ganz äußerlicher Herrschaft, entsittlicht und recht eigentlich entseelt; wie alle innere Pflicht des Staates von den italienischen Virtuosen der dynastischen Selbstsucht aufgelöst und vergessen wird; wie neben dem entsittlichten Staate, im Mittelpunkte dieser italienischen Welt, eine bis aufs tiefste entwürdigte, entheiligte Kirche steht. Selbstsucht ohne ein tragendes Ideal; Unwahrhaftigkeit, schreiende Lüge ohne einen Hauch des Göttlichen: das ist die Gestalt der zwei Gewalten geworden, in deren Schutze das Leben der Völker seine Wege suchen soll. Da kommt die Hilfe aus der Innerlichkeit des sächsischen Mönches empor; Martin Luther giebt der Kirche Gottes ihre Würde, ihre Göttlichkeit zurück und verleiht dem menschlichen Staate die Heiligkeit, welche das Mittelalter ihm versagt und welche die Renaissance ihm vollends zerstört hat; der deutsche Reformator führt sein Volk zu den Zielen allgemein christlichen Inhaltes hinauf, welche die geistliche Gewalt so schmählich aus dem Auge verloren hatte. Aber gerade, daß dieser Deutsche seinen Deutschen diese Bahnen wies, daß er an das Herz seines Volkes griff, eine innerlichst nationale Lehre der Weltkirche Roms entgegenwarf: gerade das trieb den Weltkaiser Karl zu Luthers unversöhnlichen Feinden. Die nationale Arbeit eines Luther und eines Hutten fand den in ihrem Wege, der alle Völker in seiner großen Monarchie zusammenfassen wollte; dem allgemeinen Kaisertume war das Papsttum die unentbehrliche Stütze; und überdies: Karl V., als Staatsmann notwendig katholisch, war es auch als Persönlichkeit, vom tiefsten Grunde seines heißen Herzens. Katholik von innerstem Bekenntnis, Oberhaupt der ganzen Christenheit nach seinem höchsten, niemals verlornen Ideale: so sah Karl V. sich der deutschen Kirchenneuerung von vornherein als natürlichsten und gewaltigsten Gegner entgegengesandt.

Hand in Hand mit dem Papste, das war sein Glaube und sein Streben, mußte er der Welt gebieten. Es ist ein beherrschender Gesichtspunkt in Baumgartens ganzer Darstellung, zu verfolgen, wie sich eines so gesinnten katholischen Kaisers Verhältnis zu Rom denn nun in der Wirklichkeit der Thatsachen gestaltet hat. Der Papst, durch sein geistliches Interesse ganz auf den Kaiser angewiesen, war als Herr des Kirchenstaates, als Mitglied eines italienischen Dynastengeschlechts, durch weltliche Interessen also, dem Kaiser nur zu häufig entgegengestellt: Leo X. und Klemens VII. waren Mediceer. Mit großer Feinheit ist der Geschichtschreiber den Persönlichkeiten, den politischen Zielen, den vielverwickelten diplomatischen Winkelzügen dieser beiden Statthalter Christi nachgegangen; er stellt in Klemens VII. die sich selbst aufhebende, weltkluge Ueberfeinheit, die innerlich zerfallende Entschlußlosigkeit der italienischen Renaissance scharf und treffend dar. Zwischen den zwei Florentinern nimmt eine kurze Weile lang der Niederländer Adrian VI. den päpstlichen Stuhl ein, eine ehrliche, reinen Zielen ernsthaft nachstrebende Natur: mit vollkommener Gerechtigkeit entwickelt Baumgarten an diesem tragischen Pontifikate, wie doch auch Adrian den weltlichen Rücksichten weichen, wie der alte Papst schließlich der Politik sich unterordnen muß, die als geistlicher Führer der Christenheit zu überragen sein vergebliches Bestreben gewesen ist. Baumgarten hebt das Verhängnis der Verweltlichung, dem das Papsttum jener Jahrzehnte so ganz erliegt, scharf hervor. Er läßt sein eignes protestantisches Urteil überall deutlich durchscheinen; man muß aber betonen, daß seine „Geschichte“ alles andre eher ist als ein Tendenzwerk: gerecht zu sein, bemüht sie sich vor allem und stets; es ist ihr schönstes Lob und die eigentliche Berechtigung ihres Daseins, daß sie den historischen Geist nirgends verleugnen will.

Karl V. findet in dem Papsttume, anstatt des Verbündeten, den er in ihm erblicken möchte, den störendsten Gegner. Auf das Gefühl des Fünfundzwanzigjährigen macht die Erfahrung einen tiefen und schmerzlichen Eindruck. Trotzdem bleibt er der deutschen Bewegung gegenüber viele Jahre lang unbeirrt auf seinem uneingeschränkt katholischen Grundsatze bestehen. Mit einer die Diplomatie seiner Umgebung über den Haufen werfenden Schärfe spricht er sich schon in Worms 1521 wider jegliche Regung des neuernden Geistes aus. Jede Zumutung irgend welchen Nachgebens, jeden Gedanken an ein Nationalkonzil, alle Diskussionen überhaupt weist er in den folgenden Jahren immer wieder gleich schroff und prinzipiell von sich; er spielt Luther thatsächlich nicht gegen den Papst aus, wie er vermöchte: er duldet es nicht, daß die Klarheit seiner Stellung auch nur im geringsten getrübt werde. Soweit Baumgartens Darstellung bis jetzt reicht, ist das ganz sichtbar der Fall. Nun weiß man aber, daß 1530 in Augsburg gerade stattfand, was Karl bis dahin so unbedingt verworfen hatte: eine Erörterung, Rede und Gegenrede über geistliche Dinge, beinahe ein Nationalkonzil. Der dritte Band des Werkes wird den Sprung, womöglich zu vermitteln, die überraschende Wandlung in Karls Auftreten zu erklären haben. Baumgarten hat die Frage aufgeworfen, ob nicht doch die Verstimmung über die Untreue gerade des Papstes in der Seele des Kaisers bitter und ernüchternd nachgewirkt und ihn zur äußern Aufgabe seines ursprünglich absoluten Standpunktes getrieben haben mag. Wir dürfen der psychologischen Entwicklung, wie die Fortsetzung des Werkes sie verspricht, mit lebhafter Spannung entgegensehen. Die zwei ersten Bände haben die Individualität Karls, soweit die ärmlichen Quellen den Blick gestatten, vor unsern Augen sich formen lassen; langsam und trübe, wie es dem Sohne der wahnsinnigen Juana im Blute lag, verschlossen, ernsthaft, zeigt der junge Herrscher doch bereits den vollausgebildeten zähen Willen des fertigen Mannes und die weitentfaltete, sein Leben leidenschaftlich beherrschende mittelalterliche Kaiseridee; würden wir nunmehr erfahren, daß die Feindschaft des Papstes ihn innerlich doch tief erregt, sein Empfinden und Handeln bedeutsam beeinflußt hätte, so wäre damit in das gesamte Seelenleben des merkwürdigen Mannes ein ganz neuer und tiefer Blick gethan.*)

Wichtiger noch als die Erkenntnis Karls ist uns Deutschen diejenige unsrer deutschen Bewegung selbst: und gerade auf diesem Gebiete liegen die wertvollsten unter den bisher von Baumgarten dargebotenen Entdeckungen. Er hat die deutschen Verhältnisse unter dem seiner „Geschichte“ eignen Gesichtswinkel der weitern europäischen Gegensätze scharf und lehrreich beleuchtet: die kaisertreue Schwärmerei der Humanisten, deren Unklarheit er kritisirt, die unzerstörbare Gutgläubigkeit des Volkes, das sich in seine Lage gegenüber dem fremden Kaiser gar nicht hineinzudenken vermag und immer wieder auf ihn vertraut; die verzweifelte Lage des deutschen Staatswesens, welches durch das

*) Wir dürfen darauf hinweisen, daß Baumgarten eine Antwort auf diese psychologische Frage zunächst in einem Bändchen der Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte zu geben verspricht, in welchem er die reformationsgeschichtlichen Ergebnisse seines großen Werkes selber in Kürze für einen weitern Kreis der Gebildeten zusammenzufassen gedenkt: eine Gabe, die wir im voraus willkommen heißen.

ständische „Reichsregiment" in des Kaisers Abwesenheit einmal eine aussichtsvolle nationale Vertretung erhält: aber die volle Lebensunfähigkeit des Reiches und seiner Organe tritt bei diesem Versuche der Neubelebung erst vollends klar an den Tag. Wir begegnen im deutschen Staatsleben einer so tiefen, so unheilbaren Zerklüftung, einer so unproduktiven, lauen Mattheit, daß Baumgarten wohl recht hat, die belebende Erschütterung der Reformationskämpfe, trotz der Entzweiung, die sie über uns gebracht haben, als einen Segen auch für die Nation als solche zu bezeichnen.

Die ergebnislose Thätigkeit des Reichsregimentes, die trüben Sitzungen der Reichstage nach 1521 hat Baumgarten nach handschriftlichen Quellen mit besondrer Sorgfalt dargestellt. An diesem Punkte gerade bietet er ganz und gar Neues. Wir waren seit Ranke gewohnt, anzunehmen, daß diese Reichskörperschaften halblutherisch gesinnt gewesen, daß die Regierungen der deutschen Einzelstaaten der Neuerung frühe günstig entgegengekommen seien. Aus den Akten hat Baumgarten das Gegenteil dargethan. Die Regierungen haben sich in Wahrheit auf das äußerste gesträubt; die Beschlüsse der Reichstage in den zwanziger Jahren waren keineswegs lutherisch gemeint: wenn sie trotzdem der neuen Bewegung Luft und Licht nicht ganz, nicht so durchaus, wie der Kaiser es gewollt hätte, bestritten, so geschah das nur, weil sie unter einem Zwange handelten: das Volk war es, das Luther trug, und der drohenden Stimmung des Volkes mußte man Zugeständnisse machen. Die Tragweite dieser Auffassung für die gesamte Reformationsgeschichte ist höchst bedeutend: alle die Janssenschen Anklagen von der Selbstsucht der Herrschenden, der allein die Reformation ihre Entfaltung verdankt haben sollte, fallen damit gerade für das wichtigste erste Jahrzehnt der Bewegung in sich zusammen. Von unten auf, durch ihre eigne Gewalt hat diese sich durchgesetzt: nicht aus Rücksichten der Staatsklugheit, sondern durch die Wucht ihrer innern volkstümlichen Macht, wie sie Luther verkörperte.

Der Bauernkrieg — bei dessen Anfängen Baumgarten sorgsam das erst ganz allmähliche und nachträgliche Eindringen evangelischer Einflüsse in die politisch-soziale Unruhe darthut — droht die religiöse Neuerung in seinen wilden Untergang mit hineinzuziehn; allein die Reaktion, welche der Bauernrevolution nachfolgt, ist nicht so rasch und so stark, wie man hätte erwarten sollen; Oesterreich wird gerade durch seine wichtigen Erwerbungen im Osten, in Böhmen und Ungarn, von einer Ausnutzung des Sieges gegen die Reformation abgezogen. Der Speierer Reichstag von 1526 bekennt die Ohnmacht des Reiches, die religiöse Frage zu ordnen, zwingt die Protestanten — denen er nicht günstig ist — doch thatsächlich, für sich selber zu sorgen; die große Frage für die Zukunft des Luthertums innerhalb der politischen Wirklichkeit blieb, wie es sich halten würde, wenn der lange entfernte Kaiser nunmehr wieder deutschen Boden beträte. Würde die Bewegung die Feuerprobe seiner gefürchteten Gegenwart bestehen? Davon hing alles ab. Möchte Baumgarten uns bald begründen, wie gerade diese Gefahr für den Protestantismus sich alsbald in einen Segen umgesetzt hat.

E M

Die deutsche evangelische Gemeinde in Sofia

1. Entstehung und bisherige Entwicklung

Bald nach der Gründung des Fürstentums Bulgarien unter einem deutschen Fürsten sammelte sich in der Hauptstadt Sofia eine deutsche Kolonie, zumeist Protestanten. Sie wurden kirchlich versorgt durch den Hofprediger des Fürsten Alexander, Herrn Pfarrer Koch, unter dessen Leitung auch eine Schule einige Jahre bestand. Regelmäßiger Gottesdienst fand zwar nicht statt, denn eine Gemeinde als solche bestand nicht; aber die hiesigen Evangelischen konnten doch ab und zu im fürstlichen Betsaale Gottes Wort hören, und zu den vorkommenden Amtshandlungen war der Hofprediger immer gern bereit. So verflossen sieben Jahre, und das Häuflein wuchs. In den letzten Jahren seiner Regierung erbaute Fürst Alexander eine Kapelle und ein Pfarrhaus. Letzteres wurde noch vom Pfarrer Koch bewohnt, die Kapelle sollte eingeweiht und in Gebrauch genommen werden. Da kamen die Ereignisse vom August und September 1886. Der Fortgang des Fürsten hatte auch den des Hofpredigers und des Lehrers zur Folge, und die Evangelischen in Sofia waren ohne Seelsorge, ohne Kirche und Schule.

In dieser Zeit der Verwaisung wuchs bei ihnen das Verlangen nach eignem selbständigen Kirchen- und Schulwesen. Sie traten zusammen und beschlossen die Gründung einer deutschen evangelischen Gemeinde, welche alle evangelischen und deutschredenden Elemente der Stadt umfassen sollte, zugleich die Gründung einer auf neue Grundlagen gestellten deutschen Schule, an welcher der Pfarrer bis auf weiteres den Unterricht erteilen sollte. Sie meinten es sehr ernst mit ihrem Werke, die treuen, wackern evangelischen Männer. Ob sie wohl selbst wenig Mittel besaßen, keine einflußreichen Verbindungen und Beziehungen daheim hatten, keinen Rückhalt am Berliner Oberkirchenrat oder einer sonstigen kirchlichen Behörde, keinen Rechtsschutz seitens ihrer konsularen Obrigkeit: so glaubten sie doch, das Werk müsse gelingen, und es ist Gott sei Dank gelungen. Oft genug, so erzählte mir hernach einer von ihnen, saßen während des Winters 1886 bis 1887 am Sonntag Morgen unsrer etliche beisammen, und es that uns in der Seele weh, rings in der Stadt die Glocken läuten zu hören, und wir mußten uns sagen: alle, alle haben hier ihr Gotteshaus, die Orthodoxen*) ihre Kathedralen, die Katholiken ihre Kirche, die Juden ihren Tempel, und selbst die Mohammedaner ihre Moschee, nur wir Evangelischen haben nichts. Wir wollen auch unsre Kirche haben, und Predigt und Seelsorge, und Unterricht und Erziehung für unsre Kinder.

Der Winter 1886 bis 1887 verging unter allerhand Vorbereitungen und Vorverhandlungen. Im Frühjahr wurde die vormals fürstliche Kapelle, welche inzwischen wie das Pfarrhaus mit dem übrigen Privatvermögen des Fürsten durch Kauf in den Besitz des bulgarischen Fiskus übergegangen war, von der Regierung widerruflich gemietet, desgleichen ein Privathaus für Pfarre und Schule. Es erfolgte Wahl und Berufung eines Pfarrers, und am 12. Juni konnte das schmucke Kirchlein eingeweiht und der erste Gottesdienst darin gehalten werden. Es war am ersten Sonntage nach Trinitatis. Die Gemeinde war fast vollzählig versammelt, dazu viele Fremde verschiedenster Nationalität und Religion. Als da die Klänge des Eingangsliedes: O heilger Geist, kehr bei uns ein, und hernach des Triumphliedes der Reformation: Ein feste Burg ist unser Gott die Kirche erfüllten, da wars wie Frühlingsrauschen in der jungen Gemeinde, und manches Auge wurde feucht. Am Tage darauf eröffnete der Pfarrer die Schule.

Seitdem läuten auch für die Evangelischen in Sofia sonntäglich die Glocken zur Kirche. Sie haben Pfarrer und Lehrer. Kirchen- und Schulwesen ist geordnet, der Gemeindeverfassung ist die rheinisch-westfälische Kirchenordnung zu Grunde gelegt. Tauf- und Abendmahlsgeräte, Altarleuchter, Bibel, Agende und Kirchenbücher wurden bald nach Ankunft des Pfarrers angeschafft. Gottes Wort und Sakrament wird regelmäßig verwaltet. Aber Gründung und Erhaltung der Gemeinde hat die schwersten Opfer gekostet, und der weitere Bestand ist ohne die Hilfe der Glaubensgenossen daheim in Frage gestellt. Die Gemeinde besitzt nichts Eignes, weder Kirche, Schule, Pfarrer- und Lehrerwohnung (seit Juni 1888 mußte auch ein Lehrer angestellt werden, um eine Teilung der Klassen zu ermöglichen), noch irgendwelche Fonds zur Zahlung der Gehälter und zur Deckung aller sonstigen laufenden Ausgaben. Es muß dies alles bar aufgebracht werden, wozu aber die Kräfte der Gemeinde nicht ausreichen, auch nicht bei der weitgehendsten Opferwilligkeit. Der Lebensunterhalt ist in Sofia sehr teuer, und namentlich sind die Mietpreise außerordentlich hoch. Allein für Miete hat die Gemeinde jährlich 2900 Francs aufzubringen. Zur Gründung war durch Sammlung zunächst die Summe von fast 4000 Francs zusammengekommen. Einige Liebesgaben von auswärts halfen ferner über die erste schwierige Lage hinweg. Etwa zwei Drittel der laufenden Kosten kann die Gemeinde selbst be-

*) Uebliche Bezeichnung für die griechisch-katholische Kirche.

streiten. Zur Deckung des Defizits hat der Gustav-Adolf-Verein einen Teil beigetragen, mehr noch der Allgemeine Deutsche Schulverein, dem die Erhaltung unsrer Schule am Herzen liegt. Doch ist diese Hilfe bisher noch nicht ausreichend gewesen. Gegenwärtig hat die Gemeinde noch mit einem erheblichen Defizit zu kämpfen. Es wird so bleiben, bis der schon lange erstrebte Anschluß an eine deutsche Landeskirche erreicht ist. Bis dahin ist jedoch die Gemeinde Sofia auf die private Hilfe der evangelischen Glaubensgenossen angewiesen, und es ist der Zweck dieser Zeilen, bei den Lesern der „Christlichen Welt" für unsre junge Diasporagemeinde Teilnahme zu wecken.

2. Bestand der Gemeinde

Die Gemeinde zählt etwa 120 Seelen in der Stadt Sofia. Sie besteht aus Kaufleuten und Gewerbtreibenden, Architekten, Ingenieuren und Handwerkern. Der Staatsangehörigkeit nach sind es Reichsdeutsche, Oesterreicher und Schweizer, der Konfession nach Lutheraner, Calvinisten und Zwinglianer. Als Kirchenbeitrag sind monatlich 2 Francs für jedes selbständige Gemeindemitglied festgesetzt; viele zahlen monatlich 5, andre 10 Francs. Daneben werden in der Gemeinde an freiwilligen Gaben zur Unterhaltung noch jährlich um 1000 Francs aufgebracht. Das Schulgeld beträgt für die deutschen Kinder und alle, die zur Gemeinde gehören, monatlich 8 Francs, für die Kinder fremder Nation 12 Francs. Die Schule, die im Juni 1887 mit sieben Kindern eröffnet wurde, hat jetzt 45 Schüler und blüht kräftig auf, verursacht aber auch die meisten Kosten.

Ob die Gemeinde Sofia sich infolge der Eröffnung der neuen Orientbahn im Laufe der nächsten Jahre vergrößert, steht dahin. Es ist zu erwarten. Einstweilen freut sich die kleine Schar unsrer Glaubensgenossen des Segens, den sie von Kirche und Schule hat. Doch wohnen auch in andern bulgarischen Städten noch viele Evangelische, die von Sofia aus, wenn Mittel vorhanden wären, einigemale im Jahre kirchlich versorgt werden könnten. Es sind dort noch manche ungetaufte Kinder evangelischer Eltern. Der Pfarrer in Sofia ist auf der Balkanhalbinsel der einzige evangelische Geistliche zwischen Belgrad und Konstantinopel. Sofia ist kein verlorner Posten für unsre evangelische Kirche, und es wäre sehr zu beklagen, wenn die hiesige Gemeinde aus Mangel an Unterstützung sich wieder auflösen müßte. Es geschähe freilich zur größten Freude der hier schon seit Jahren starken, von Frankreich, Oesterreich und Italien unterstützten, und besonders unter dem Schutze des Koburgers und seiner Mutter und ihren reichen Geldspenden noch mächtiger gewordnen römisch-katholischen Kirche. Ueber unsre Stellung zur römischen Kirche, die Mischehenfrage, die Konkurrenz der Schulen u. s. w. will ich ein andermal, wenn es mir verstattet wird, ein Mehreres sagen.

3. Anschluß der Gemeinde an eine heimische Landeskirche

Seit fast zwei Jahren besteht sie also, die jüngste evangelische Gemeinde im Orient, hat aber bisher trotz allen Bemühungen noch immer nicht ihr Ziel des Anschlusses an eine Landeskirche daheim erreichen können. Wacker hat die kleine Schar der hiesigen Evangelischen um Aufrechterhaltung ihres Kirchen- und Schulwesens gekämpft, die Gemeinde hat unter den schwierigsten Verhältnissen um ihre Existenz gerungen und wird weiter kämpfen; aber bevor sie nicht an eine deutsche Kirche angeschlossen ist, ist ihr Bestehen in Frage gestellt. Erst dann ist das Haus unter Dach und Fach, und es läßt sich sicher darin wohnen. Es ist klar, daß eine ausländische Gemeinde von dem Anschluß an die Heimat neben geistlichem Segen auch materielle Förderung, Geldunterstützung erwartet. In dieser Hinsicht sind die deutschen Gemeinden im Orient, in Rumänien, Serbien, der Türkei, Kleinasien und Egypten, wohl daran. Sie haben mit dem Anschluß an die Preußische Landeskirche Halt und Stütze, und der Oberkirchenrat sorgt in der wohlwollendsten Weise bei dem vielen Bedürftigen für die nötige pekuniäre Hilfe. In der gleichen angenehmen Lage befinden sich die südafrikanischen lutherischen Gemeinden gegenüber der Hannoverschen Landeskirche. Diese Wohlthat muß die Gemeinde Sofia bis heute entbehren. Es macht sich um so schmerzlicher fühlbar, als damit neben der direkten Unterstützung der Kirche und Schule, die durch Vermittelung der Berliner kirchlichen Behörde allen übrigen Gemeinden im Orient gewährt wird, auch indirekte erschwert und teilweise unmöglich gemacht wird; z. B. ist für die Teilnahme an der von der Eisenacher Kirchenkonferenz angeregten und in vielen Landeskirchen durchgeführten jährlichen Kollekte für die ausländischen evangelischen Gemeinden der Anschluß an irgend eine heimische Kirche unumgängliche Bedingung. Sofia ist also auch davon vorläufig ausgeschlossen, obwohl in jenen Kreisen, zumal bei dem Vorsitzenden des Ausschusses jener Konferenz, das wärmste Interesse für unsre Gemeinde vorhanden ist. Der Buchstabe des Gesetzes, alias Statuten, steht entgegen.

Nun hat die im Frühjahr 1887 gegründete Gemeinde sofort nach dem Eintreffen ihres Pfarrers die erforderlichen Schritte gethan, um den Anschluß in Berlin nachzusuchen. Bei der Preußischen Landeskirche um Aufnahme zu bitten, war für unsre Gemeinde zunächst das Gegebene, einmal weil die übrigen Gemeinden im Orient dieser Kirche angehören, sodann weil im Fall des Anschlusses durch Vermittelung des Oberkirchenrates auch direkte Unterstützung aus Reichsmitteln für die Schule zu erwarten war, wie sie den übrigen deutschen Schulen im Orient gewährt wird. Unsre Bemühungen nach dieser Richtung sind in Berlin indessen erfolglos geblieben, und zwar lediglich aus politischen Gründen. Der Oberkirchenrat ist der Gemeinde Sofia mit dem größten Wohlwollen entgegengekommen und hätte sie bereitwilligst in den Verband der Preußischen Landeskirche aufgenommen; aber nachdem die ersten Formalien erledigt waren, die Gemeindesatzungen nach den Vorschlägen des Oberkirchenrates in den von ihm gewünschten Punkten abgeändert und ergänzt waren und nun der Verwirklichung des Gesuches nähergetreten wurde, da kam das Auswärtige Amt mit in Frage, und es wurde uns im Herbst 1887 der Bescheid, daß man —

bei aller Geneigtheit, dem Wunsche des Vorstandes zu entsprechen, in Erwägung der gegenwärtigen Lage der politischen Verhältnisse, es für förderlicher erachte, die weitern Schritte zur . . ., wobei das Auswärtige Amt mit in Frage komme, für einige Zeit noch zu vertagen. Man behalte sich vor, wenn nicht eher, so doch in Jahresfrist die Erwägung der Angelegenheit wieder aufzunehmen. . . .

Nun, das Hungerjahr wurde ausgehalten. Als es abgelaufen war und der Vorstand wieder anfragte, unter Hinweis auf die Notlage, der die Gemeinde ohne Anschluß immer mehr verfalle, mußte nach abermaliger Rücksprache mit dem Auswärtigen Amte die hohe kirchliche Behörde zu unserm Leidwesen uns zu Anfang des Winters 1888 den abermaligen Bescheid erteilen, daß vor der Hand aus denselben politischen Rücksichten der Anschluß der Gemeinde Sofia an Preußen nicht gewährt werden könne, da die Verhältnisse sich nicht wesentlich geändert hätten.

Hiermit hat der Gemeindevorstand die Hoffnung auf den Anschluß an Preußen aufgegeben und hat sich im Januar 1889 ohne Verzug unter Darlegung aller Verhältnisse nach Baden gewandt. An eine unirte Landeskirche sich zu wenden, erforderte die Zusammensetzung der Gemeinde aus Lutheranern, Calvinisten und Zwinglianern. Der badische Oberkirchenrat ist gegenwärtig noch mit der Prüfung der Frage beschäftigt. Ein vorläufiger noch nicht offizieller Bescheid ermutigt uns zu der Hoffnung, daß unsre Gemeinde bei der Evangelischen Landeskirche Badens bald den so lange ersehnten Anschluß findet. H G

Unsre Leser vom Jahre 1887 her werden sich erinnern, daß die erste Bitte, die in diesen Blättern laut wurde, der evangelischen Gemeinde in Sofia galt. Vgl. Nr. 4, 9, 14, 22, 28 des ersten Jahrganges. Ein Zuckerbäcker in Sofia, sächsischer Wende von Herkunft, hatte damals einen Aufruf zu Gunsten der jungen Gemeinde erlassen, die in Gefahr stand, den politischen Wirren zum Opfer zu fallen. Hofprediger Koch befürwortete das Gesuch. Wir hatten dann die Freude, daß ein Freund unsers Blattes, Pfarrer Grashoff zu Waake in Hannover, sich entschloß, auf den gefährdeten Posten überzusiedeln. Wenn er sich jetzt Hilfe begehrend an die Teilnahme unsrer Leser wendet, so wünschen wir von Herzen, daß er das nicht vergebens thun möge. Die tapfere Gemeinde bedarf der Ermutigung und verdient sie. Möge ihr auch bald der Rückhalt an ein heimisches Kirchenwesen in aller Form Rechtens zu teil werden. D H

Robert Elsmere

Von Mrs. Humphrey Ward

1

Robert Elsmere ist der Titel eines Romans, der seit seinem Erscheinen vor wenigen Monaten großes, allgemeines Aufsehen in England gemacht, die Gemüter für und wider erregt und lebhafte Erörterungen in Haus und Presse hervorgerufen hat. In einem halben Jahre hat er achtzehn Auflagen erlebt und ist in amerikanischen Nachdrucken sowie in der Tauchnitzschen Ausgabe erschienen. Selbst die Romane der George Eliot, deren Erscheinen in England stets ein Ereignis bildete, haben nicht eine derartige Erregung hervorgerufen.

Obwohl nun die Verfasserin sich für eine ebenbürtige Nachfolgerin der Eliot halten mag, in der Anlage des Buches, vielfach auch in Schärfe der Charakteristik und Feinheit psychologischer Entwicklung sich ihr nähert, fehlt ihrem Werke dazu doch vor allem die vornehme Tendenzlosigkeit der Eliotschen Kunstwerke. Nicht als ob dies Buch ein Tendenzroman in dem gewöhnlichen Sinne wäre, worin die Personen, welche der von der Verfasserin bevorzugten Ansicht huldigen, weiß, die andern schwarz geschildert werden. Licht und Schatten sind vielmehr über die Vertreter der verschiedensten Richtungen so gleichmäßig verteilt, wie Gott seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute. Nirgends haben wir es mit Typen, immer mit Menschen zu thun.

Während aber George Eliot von ihren Landsleuten darin Shakespeare an die Seite gestellt wird, daß sie einfach Menschen zeichnet und wie dieser unabhängig und unberührt von den wechselnden Zeitströmungen und Ansichten die Verkettung von Schuld und Geschick aus jenem ewigen Sittengesetz herleitet, das folgerichtig und unabwendbar wie die Naturgesetze seinen Weg geht, so verfolgt Mrs. Ward noch einen andern Zweck. Sie behandelt die Probleme, die in unsrer Zeit nicht nur ruhen, sondern gären; die nach Lösung ringen nicht nur in kleinen Kreisen, sondern einen immer größern Umkreis in Schwingung versetzen. Und das sind vornehmlich die religiösen Fragen, die jetzt allerorten beinahe gleichmäßig auftauchen. Wie eint man die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschungen einerseits, und die zum Teil positiven, zum Teil negativen Ergebnisse der historisch kritischen Untersuchungen auf theologischem Gebiete anderseits, mit dem unaustilgbaren Verlangen der Menschheit nach Religion? Die Forderung, die das Buch stellt, die Tendenz desselben faßt sich in die Worte zusammen: Gebt uns neue Schläuche für den neuen Wein.

Die Verfasserin sieht „das Tragische unsrer Zeit in dem beständigen Aufeinanderprallen zweier verschiedner Lebensanschauungen. Die eine entspringt den Fortschritten der Wissenschaft, welche die sichtbare Welt dem Auge des Sterblichen immer schöner und begehrenswerter erscheinen läßt; die andre ist die des heiligen Augustin.“ Den dadurch herbeigeführten Konflikt verlegt sie nun ebensowohl in die Beziehungen der verschieden gerichteten Menschen unter einander, als in ihr Inneres, in das Geistes- und Gewissensleben der von dem Widerstreit dieser Strömungen mehr oder minder erfaßten Naturen.

Wir werden eingeführt in den Kampf zwischen dem christlichen Heilsglauben, ja noch mehr, dem davon erfüllten Gemütsleben, und den als Gewissenssache aufgefaßten Konsequenzen des Denkens, das sich an die Detailforschung und exakte Erfahrung gebunden fühlt. Jeder Charakter nimmt Stellung dazu. Und dies auf eine so anziehende, fesselnde Weise, daß wir den Erfolg der Dichtung begreifen, auch wenn wir zu der bewegenden Frage uns schließlich anders werden stellen müssen, als Mrs. Ward.

Doch ehe wir urteilen, möchten wir unsre Leser mit den Personen und der Fabel des Romans bekannt machen.

2

Unter denjenigen, welche lediglich auf dem Standpunkte der exakten Forschung stehen, treten uns vor allem Langham und der Squire entgegen. Das andre kennen sie nicht und verstehen sie nicht. Aber auf ihrem Standpunkte stehen sie steif, fest und imponirend. Langham könnte, wäre er nicht zu fein individualisirt dazu, als Typus des modernen, edel und hoch veranlagten Menschen gelten, der allen Glauben an die Realität irgend welcher idealen Güter überhaupt verloren hat und den die Größe seiner Veranlagung es nur um so schmerzlicher und tiefer empfinden läßt, „Erde zu essen sein Leben lang.“ Aber wer einmal ähnlichen Naturen im Leben begegnet ist, weiß, daß sie überhaupt nicht zu klassifiziren sind. Elsmeres Lehrer in Oxford, nur um wenige Jahre älter als dieser, ist er reflektirend, zerlegend, zersetzend in einem Grade, der ihn nicht allein an dem Wert der Güter, nach welchen er nur die Hände auszustrecken brauchte, Erfolg, Einfluß auf die Jugend, geistige und wissenschaftliche Errungenschaften, zweifeln läßt, sondern auch an der Wahrheit und Wirklichkeit seiner eigensten, heiligsten, noch einmal elementar und leidenschaftlich aufbegehrenden Gefühle. Squire Wendover ist einer der größten Gelehrten Englands, hat epochemachende Werke geschrieben und den größten Teil seines Lebens in der Gesellschaft deutscher und französischer Gelehrten zugebracht, die ihn vollends zum Skeptiker und Cyniker gemacht haben. Ein krasser Egoist, ein Gelehrter, in dem jede menschliche Regung verkümmert und verknöchert erscheint. Denn auch seine Zuneigung zu Elsmere, die ein nicht völliges Erstorbensein des Herzens künden soll, ist nicht frei von boshaften Anwandlungen. Weib und Kind hat er nie besessen. Er verachtet die Menschen im allgemeinen und seine Landsleute im besondern wegen ihrer „Bornirtheiten und nationalen Beschränktheiten“, wogegen sich seine Galle in seinen bis jetzt erschienenen Werken vornehmlich ergossen. Freundschaft hat er nie gekannt, und seine persönlichen Beziehungen zu gelehrten Ausländern gründen sich lediglich auf den Austausch von Geist, Witz und wissenschaftlichen Forschungen.

Auf der andern Seite steht Newcome als Vertreter des Heilsglaubens. Ein aufrichtig frommer Mensch, der anfängliche Zweifel durch Zertreten seiner Natur erstickt hat und in der beinahe mönchischen Disziplin, der er sich als hochkirchlicher Geistlicher unterwirft, jede individuelle Regung knechtet. Asket, Fanatiker, engherzig, ist er gleichwohl von glühender Liebe zu seinen Mitmenschen erfüllt, sein Leben im Eifer des Herrn verzehrend.

Hauptvertreterin dieser Richtung nicht nur, sondern vornehmlich des christlichen Gemütslebens ist nun Catherina Leyburn, später Elsmeres Gattin. Mit welchem Zauber weiß die Verfasserin diese Gestalt zu umgeben! Sie steht in der Gegenwart wie in einer fremden Welt; unverstanden, gleich einer Heiligen aus einer andern Zeit, blickt sie uns mit großen, weltfremden Augen an. Allein ihr Heiligenschein wird zur Dornenkrone, die sie doch mit nichten befähigt, die, welche sie liebt und erlösen möchte, zu befreien, sondern ihnen nur die Stacheln, die sie krönen, ins Herz zu drücken!

Ihr Vater, abstammend von den rohen Bauern Westmorelands, selbst eine feine, doch eigensinnige und engherzige Natur, streng puritanisch, zu mystischen Grübeleien geneigt, hat ihr die ganze Eigenart seines Wesens eingeflößt. Bei seinem Tode legt er die ganze Verantwortlichkeit, Mutter und Schwestern in seinem Sinne zu hüten, auf die noch sehr jugendlichen Schultern dieser ältesten Tochter. Und fünfzehn Jahre alt, hat dies Mädchen mit der Welt abgeschlossen. Ihr Leben gehört den Ihrigen, und was ihr an Zeit und Kraft bleibt, den Armen und Kranken. Ihre Worte, ihre Gegenwart flößen Verlornen Hoffnung ein und erleichtern Sterbenden den letzten Kampf. Welche Mühe kostet es Elsmere, sie davon zu überzeugen, daß seine und ihre Liebe berechtigt sind, gehört zu werden.

Erzogen in der strengsten Schule christlicher Selbstdisziplin, weiß sie nichts von dem göttlichen Recht der Leidenschaft, von welchem die Hälfte unsrer modernen Litteratur ausgeht. Sie kennt kein andres höchstes Recht als das Recht Gottes, welches im Gehorsam gegen Menschen zum Ausdruck kommt . . . Und doch war auch sie, inmitten dieser Einsamkeiten . . . unbewußt in einem gewissen Grade von dem Atem unsrer Zeit gestreift. Als Elsmere in ihre Natur tiefer eindrang, entdeckte er hie und da köstliche Weichheiten und Unsicherheiten.

Aber doch nur vereinzelt. Im Ganzen ist sie in sich abgeschlossen, einheitlich. Aber ihre Einheit ist keine Einheit der

Mannigfaltigkeit, sondern erfüllt im streng wörtlichen Sinne des Apostels Wort, alles an sich für Schaden zu achten, um Christum zu gewinnen. Puritanischer Rigorismus hält das weiche Gemüt in der Enge. Alle, die mit ihr in Berührung kommen, möchte sie in dieselbe eiserne, konsequente Zucht zwingen, wie ihr eignes Wesen. Sie glaubt zwar, aber fühlt es nicht, daß Gott die Welt geschaffen, und daß alles Schöne, Liebens- und Erstrebenswerte von ihm, dem Vater des Lichts stammt.

Catherinas Denkweise ruht auf ihrer seltnen Charakterstärke, und aus dieser Vereinigung von Frömmigkeit und Energie entspringt eine, wenn auch noch so versteckte und gänzlich selbstlose Herrschsucht, die unausrottbar ist, weil sie ihre Kraft aus der Ueberzeugung zieht, Gottes Sache auf Erden zu vertreten. Catherina will nicht das der jüngern Schwester verliehene, ungewöhnliche, musikalische Talent zur Entwicklung kommen lassen. Diese warnt Elsmere, ehe er sich bindet:

. . . Wenn es noch lange so fortgeht, wird keine von uns ihren Charakter behalten.

Sie wünscht nichts sehnlicher, als Catherinas Heirat:

Aber sie wird sich so wenig verheiraten wie die Westminster-Abtei . . . Ich will nicht immer am Gängelbande gehen . . . Catherina ist nicht verpflichtet, eine alte Jungfer zu werden, um mich in Ordnung zu halten . . . Das ist toll gewordne Aufopferung.

Wir sehen, daß Rose alle Eigenschaften besitzt, um in effektvollen Gegensatz zu der Schwester zu treten. Aber das bezweckt die Verfasserin nicht. Vielmehr zeigt sie, wie Catherinas Lebensanschauung, trotz aller Selbsthingabe und wirklich zärtlichen Liebe zu dem kleinen Wildfang, nicht im stande ist, den geringsten Einfluß auf die geniale Natur der Schwester auszuüben. An Rose zeigt uns die Verfasserin, welch reiches Leben ausgehen kann von einem weltoffnen Gemüt. An ihrem Drang in die Freiheit hinaus, in das schöne, bunte, schillernde Leben und ihrem stark egoistisch sich äußernden Wesen, hat der Widerspruchsgeist einen eben so großen Anteil als das in ihr pulsirende, nach Entfaltung begehrende Talent. Zweimal macht sie in ihrer Liebe zu Langham üble Erfahrungen, infolge seiner Eigentümlichkeit, den nächsten Moment an seinen noch so eben geäußerten leidenschaftlichsten Wünschen zu zweifeln. Aber gänzlich frei von Sentimentalität und aufrichtig gegen sich selbst, erstarkt nur ihr Charakter durch das schmerzliche Erlebnis. Sie wird weicher, empfänglicher für andrer Leid, sittlich veredelt und vertieft, wenn auch nicht plötzlich. Das Leben, vor welchem Catherina die Schwester behüten wollte, vollbringt das, was ihr selbst nicht gelang. Eine unwiderlegliche Kritik der Thatsachen an Catherinas Erziehungssystem.

Robert Elsmere selbst nennen wir zuletzt. Er steht nicht nur im Mittelpunkte der Ereignisse, ist nicht nur Träger der Handlung, sondern steht auch innerlich mitten darin in den beiden entgegengesetzten Strömungen. Beide machen Anspruch auf ihn, für beide ist er gleich empfänglich. Und ebenso empfänglich für das Wesen und das Eigentümliche der Menschen als solcher. Mit Langham befreundet, von dem Squire verhängnisvoll beeinflußt, möchte er sich Newcomes Freundschaft noch erhalten, als dieser bereits alle Schalen fanatischen Zornes über ihn ausgießt; bereits mit Catherina verheiratet, weiß er doch Roses Ansprüche an das Leben ihr gegenüber geltend zu machen. Er gehört zu den Glücklichen, welche Gnade finden bei Gott und den Menschen. Reich veranlagt, stört diese Vielseitigkeit doch nicht die Harmonie seiner Natur, die mehr in die Breite als in die Tiefe strebt. Liebenswürdig, enthusiastisch, biegsam, allem Schönen und Guten offnen Sinn entgegenbringend, ist er keineswegs das, was man unter einer besonders religiös veranlagten Natur versteht. Er hat die Geistesart seiner Mutter, einer lebhaften, originellen Irländerin, die mit ihrem sprudelnden Phantasieleben die Einbildungskraft und Vielseitigkeit des Knaben über seine Körperkräfte hinaus weckt und steigert.

Als Student in Oxford läßt er sich von den wechselnden Strömungen des neuen Lebens treiben und tragen, schließt Freundschaften verschiedenster Art und hat Neigung für die widerspruchsvollsten Dinge.

Im Innersten des Jünglings lag aber eine Willensstärke, ja selbst eine Tyrannei des Gewissens, die den Zauber und die Geschmeidigkeit, die ihm eigen, vor Entartung und Schwäche bewahrte.

Daß er den geistlichen Beruf ergreift, scheint beinahe ein Zufall. Er hoffte in ihm wohl den geeignetsten Spielraum zur Bethätigung der mannigfaltigen in ihm nach Ausdruck ringenden Impulse zu finden. Catherina hat eine Empfindung dafür. Schon als Elsmere um sie wirbt, fühlt sie oft in beängstigender Weise den Unterschied ihrer beiderseitigen Lebensauffassung heraus. Aber gerade, daß es sie beirrt, wenn er, „dessen persönlicher Glaube so feurig, sprach, als ob Ueberzeugung durchaus persönlicher Natur sei und an sich kaum vom moralischen Standpunkt aus zu beurteilen, zieht ihn an.“ Denn Elsmere fesseln immer wieder die geschlossnen Charaktere. Hin und her gezogen von so vielerlei Antrieben, hofft er in der Geschlossenheit ihres Wesens Anker zu werfen. Und so anziehend dies ganze Liebeswerben dargestellt ist, so meisterhaft hat es doch die Verfasserin verstanden, dem Leser ein gewisses Bangen vor der Zukunft der beiden Menschen einzuflößen, die fortan gemeinsam ihre Straße ziehen wollen.

C B

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Bitte für Sofia

Der Vorstand der deutschen evangelischen Gemeinde Sofia bittet im Anschluß an die in der heutigen Nummer enthaltenen Mitteilungen über den Bestand und die gegenwärtige Notlage der Gemeinde die evangelischen Glaubensgenossen in der Heimat dringend und herzlich, der bedrängten Diasporagemeinde zu helfen, und das gute Werk durch eine Liebesgabe halten und fördern zu wollen. Die Redaktion ist freundlichst bereit, Gaben entgegenzunehmen.

Sofia, 1. März 1889.

Mit evangelischem Brudergruß
der Kirchenvorstand:

Grashoff, P. G. Heberle. Zäringer. O. Dörken. C. Betz. R. Schreiber.

Neuer Verlag von M. Heinsius, Bremen.

Beim Herannahen der Passionszeit weisen wir auf nachstehendes verdienstvolle Werk für die Herren Geistlichen, Lehrer und Laien hin:

Passionsschule von Süskind.

3 Teile in je 3 Abt.: I. Abt. Vorhof. II. Heilige. III. Allerheiligste. — Lex.-8°. à Teil (ca. 30 Bog.) 5,25 ℳ, in Halbfranzband à 6,50 ℳ.

Jeder dieser drei Teile, welche auch **einzeln** zu haben sind, enthält **andere** Notizen, Erklärungen und homiletische Anregungen; jeder Teil bildet daher ein für sich abgeschlossenes Ganze und kann vollständig unabhängig von den andern auch einzeln benutzt werden.

Die theolog. Presse des In- und Auslandes hat dieses Werk **einstimmig** als das beste über die Passionsschule hingestellt. So z. B. schreibt Luthardt's Theol. Litteraturblatt, 1882, Nr. 13: „Der Verfasser giebt hier nicht eine eigentliche erbauliche oder homiletische Auslegung, sondern nur das Material zu einer solchen, das er mit staunens- und dankenswertem Fleiße aus Büchern und Erfahrung zusammengetragen hat. Für Geistliche ist es daher eine nahezu unerschöpfliche Fundgrube von Andeutungen und Exemplifikationen der heiligen Passion, wie kaum eine zweite“.

Für die Konfirmations- und Osterzeit.

Suchet in der Schrift.

Tägliche Andachten für das ganze Kirchenjahr

von

D. theol. Joh. Sam. Büttner,

Pastor am Henriettenstift zu Hannover.

gr. 8° VIII und 628 S.

Preis 6 ℳ, gebunden 7 ℳ 50 ₰, gebunden m. Goldschn. 8 ℳ 50 ₰.

Das Buch kann durch jede Buchhandlung bezogen werden, wie auch direkt vom Verleger

Hannover. Wolff & Hohorst.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig